



Gemeinsam mit Grenzen leben

Zur „Woche für das Leben“ am 26.04.2009

Vorgestern habe ich einen unserer ehemaligen Hausmeister besucht, der seit kurzem im „Pflegezentrum Am Westfalentor“ lebt, das am 26. März dieses Jahres unter reger Anteilnahme der Öffentlichkeit feierlich eingeweiht und gesegnet wurde. Menschen mit bestimmten gesundheitlichen Beeinträchtigungen leben dort und werden dort begleitet und gepflegt. „Gemeinsam mit Grenzen leben“ wird dort auf Schritt und Tritt spürbar und erfahrbar.

Der Philosoph Arnold Gehlen hat den Menschen treffend als „Mängelwesen“ beschrieben. Es gibt Tiere, die besser sehen, besser hören, besser riechen, schneller laufen können, einige Tierarten leben sogar länger als der Mensch. Und gegenüber den allermeisten Tierarten ist der Mensch ein wahrer Nesthocker und kann erst sehr spät auf eigenen Beinen stehen, und dies nur unter intensiver Begleitung und Unterstützung seiner Eltern. Nicht nur in den ersten Jahren, sondern unser Leben lang sind wir Menschen als soziale Wesen auf Mitmenschen angewiesen. Und jeder und jede unter uns gelangt früher oder später, allmählich oder brutal, in seinem Leben an schmerzliche Grenzen.

Wir Menschen sind begrenzte Wesen. Unser Wissen und unsere Einsicht sind begrenzt. Zum Verstehen komplexer Zusammenhänge bedarf es der Zusammenarbeit von Fachleuten verschiedenster Wissenschaften. Je mehr die Wissenschaft in die Tiefe dringt und Wissenschaftler sich spezialisieren, desto mehr wird deutlich: Der Verstand eines Einzelnen reicht dazu bei weitem nicht mehr aus. Ob im Krankenhaus oder in der Raumfahrt: Das Team ist dem Einzelnen voraus. Gemeinsam sind wir klüger. Auch die Zeit, die uns zur Verfügung steht, ist begrenzt. Trotz Flugzeug und Internet, trotz der vielfältigen Möglichkeiten zur Mobilitätssteigerung und der wachsenden Chancen, 24 Stunden an sieben Tagen aktiv zu sein, konfrontiert uns gerade die Beschleunigung mit den Grenzen unserer Lebenszeit und unseres Erlebens. Unsere körperlichen und seelischen Kräfte sind begrenzt und erschöpfen sich. Unsere Lebenszeit, unsere Arbeitskraft, ja selbst unsere Möglichkeiten, Gutes zu tun und einander beizustehen, sind begrenzt und erschöpfen sich.

Was jeder jede unter uns von Zeit zu Zeit erfährt, erfahren manche Menschen Tag für Tag erschütternd und sehr existentiell. Wer in seinen elementaren Lebensbezügen auf andere angewiesen ist, beim Essen und Trinken, bei der Bewegung oder bei der Kommunikation auf Unterstützung angewiesen ist, bleibt sich seiner Grenzen bewusst. Menschen mit schweren Krankheiten und dauerhaften Behinderungen sind darauf angewiesen, das Leben mit seinen

Begrenzungen zu gestalten. Sie müssen aktiv damit umgehen, stets auf andere angewiesen zu sein.

Sich seiner Grenzen bewusst zu werden, gehört aber gerade zur Menschlichkeit des Menschen. Anders als jedes Tier ist der Mensch sich seiner Endlichkeit bewusst. Menschen vermögen zu erkennen, wo Mitmenschen ihre Grenzen nur im Zusammenleben meistern können. In vielen Ländern der Welt ist es schon in beträchtlichem Maß gelungen, kranken und behinderten Menschen ein Leben in Teilhabe an den gesellschaftlichen Bezügen zu ermöglichen. Medizinischer Fortschritt, technische Geräte, professionelle Hilfe tragen dazu bei. Entscheidend aber war zunächst die Einsicht, dass jeder Mensch die gleiche Würde hat – ganz unabhängig von der Frage, wie gesund oder krank er/sie ist, wie autonom er sein Leben führen kann. Es war die Zuwendung Jesu zu kranken und behinderten Menschen, die Christen und Christinnen dazu motiviert hat, Einrichtungen der Pflege und Behindertenhilfe aufzubauen. So professionell solche Einrichtungen auch immer arbeiten – sie vermögen nicht, die Dichte des sozialen Nahraums in Familie, Freundschaft, Nachbarschaft und Gemeinde zu ersetzen. Auf diesem Hintergrund hat in den letzten zwanzig Jahren eine zunehmende Hinwendung zur ambulanten Begleitung und Versorgung begonnen. Aus Heimen wurden Wohn- und Pflegegruppen in den Wohnquartieren, statt Menschen in stationärer Hilfe „unterzubringen“, kommt mehr und mehr ambulante Hilfe in die Gemeinden. Dadurch wird sichtbar: So wichtig wie professionelle Hilfe ist menschliche Nähe, so notwendig wie technische Hilfe ist die Unterstützung und Begleitung durch Mitmenschen. Von solcher Assistenz profitieren nicht nur die, die Hilfe benötigen. Wer Zeit und Kraft einsetzt, für andere da zu sein, lernt auch für sich selbst etwas über den Umgang mit Grenzen. Grenzen machen uns unser Angewiesensein bewusst, sie erinnern uns daran, dass wir soziale Wesen sind. Wann immer wir einander als Hilfsbedürftige und Helfer begegnen, lernen wir gemeinsam, mit Grenzen zu leben. Auch so entsteht intensive Gemeinschaft. Wo das in unseren Gemeinden geschieht, kommen wir einander näher, wir kommen aber auch Gott näher. Dem Gott, der aus freien Stücken auf seine Allmacht verzichtete und sich auf ein Leben in Grenzen einließ. Dem Gott, der Mensch wurde.

„Gemeinsam mit Grenzen leben“ wurde als Motto des Jahres 2009 für die Woche für das Leben ausgewählt. Damit soll auf Chancen verwiesen werden, die in unseren Kirchengemeinden liegen. Wo Menschen sich in Gruppen und Initiativen dafür einsetzen, dass Kranke oder Behinderte am Gemeindeleben teilhaben können, wo Gesunde und Kranke gemeinsam arbeiten und lernen, wird spürbar, wie viel an Herausforderung wir erfahren, gemeinsam große und kleine Grenzen zu überwinden.

Ich möchte schließen mit einem persönlichen Zeugnis von Bundesfamilienministerin Dr. Ursula von der Leyen zu den Erfahrungen mit der Demenz-Erkrankung ihres Vaters: *„Bereit sein, Teile des Lebens herzugeben, indem man sich kümmert. Und es ist nicht nur*

niedlich wie bei Kindern.Mit den eigenen Irritationen und der eigenen Abwehr auch fertig zu werden....Das ist der entscheidende Faktor, den ich jetzt lerne: Demenzkranke brauchen Zeit und Ruhe. Das muss ich lernen: mich selber zu zügeln. Bis zu einer Grenze: Ich finde auch, man darf sich nicht aufgeben.“